



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Leipziger Studentenleben im vorigen Jahrhundert :  
(1780-1782).

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Leipziger Studentenleben im vorigen Jahrhundert.

(1780—1782)

Der folgende Bericht über die akademischen Zustände Leipzigs ist den ungedruckten Aufzeichnungen entnommen, welche der Estländer Eugen von Rosen (geb. 1759) für seine Nachkommen hinterlassen hat. In einer Reihe kleiner Bilder werden hier von einem glaubwürdigen Manne Zustände geschildert, welche dem jetzt lebenden Geschlecht zuweilen vertraut, oft fremdartig erscheinen müssen. Immer wird man daran erinnert, daß zwar die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Universitätslehrer und die gelehrte Vorbildung der Studenten in ihrem mittleren Durchschnitt seit dem letzten Jahrhundert sehr zugenommen haben, daß aber im vorigen Jahrhundert dennoch die Culturbedeutung und die politische Autorität der Universitäten im Verhältniß zur Gegenwart viel größer waren und daß der Student damals mehr vorstellte. Auch dafür erscheint uns die folgende Mittheilung besonders charakteristisch und lehrreich.

Eugen von Rosen reiste im Herbst 1780, einundzwanzig Jahre alt, aus seiner fernen Heimath über Berlin nach Leipzig, und erzählt Folgendes:

„Auf der Reise nach Leipzig machte ich von Berlin eine Excursion nach Potsdam, um Friedrich den Greis noch zu sehen — ich gelangte aber nicht zu diesem hohen Genuß, denn er war bettlägerig. — Vor dem Thore ward ich so weitläufig vom wachhabenden Capitän ausgefragt, daß mir zuletzt alle Geduld verging. Nachdem ich von meiner werthen Person, meiner Reise und meinen Absichten, Letzteres widerstrebend, ausgesagt hatte, indem Alles wiedergeschrieben wurde, sagte der Capitän: „vergeben Sie diese Genauigkeit, der König verlangt sie und ich bin verantwortlich“ — also wieder gefragt, ob ich lange in Leipzig bleiben würde? „Das weiß ich selbst noch nicht.“ Ob ich noch eine andere Universität besuchen würde als Leipzig? „Das kann ich auch nicht voraussagen.“ Was ich studiren würde? „Das werde ich erst nach einem halben Jahre mich selbst fragen.“ — Wieder eine Ermahnung, daß alles auf königlichen Befehl geschähe. Was ich also studiren würde? „Schreiben Sie Cometographie“ sagte ich ihm, und der Fragende

machte ärgerlich die Schreibetafel zu und ließ mich fahren. Zu Mittag während des Essens trat ein junger Militär in den Gasthof, fragte nach meinem Namen und sagte, er sei Adjutant des Königs, der mich fragen ließe, ob ich ein Verwandter von einem Baron Rosen sei, der Commandant in Danzig gewesen wäre? — Ich sagte „ja.“ Mir war nicht ganz wohl zu Muth, weil ich glaubte der König könne mich vor sich kommen lassen und mir die Cometographie vorrücken. Es unterblieb aber glücklicherweise und den andern Morgen gingen wir auf die Wachparade, wo der damalige Kronprinz, der starke Friedrich Wilhelm, zugegen war und der 84jährige Husarengeneral Zietzen noch in voller Uniform sich mit ihm unterhielt. Kurz vorher hatte dieser graue Held taufen lassen.

Von Potsdam fuhr ich gerade nach Leipzig — es ging durch Tag und Nacht und ich erinnere mich nur, daß ich auf einem offenem Postwagen durch einen Wald fahrend einschloß und vom Postillon gewarnt wurde meinen Kopf in Acht zu nehmen, der einem Reisenden auf diese Weise schon abgefahren worden. Dieses wirkte nicht wenig auf meine Wachsamkeit. Ich stieg in Leipzig im Hotel de Bavière ab; nach einigen Tagen miethete ich mir in der Petri-Straße eine Wohnung.

Mehr als zwei Monate mußte ich auf den Anfang der Herbst-Collegia warten — während dieser Zeit nahm ich Stunden im Französischen beim Sprachmeister Pasterre, auch etwas italienische Stunden; ich machte Uebersetzungen und Tabellen und Bekanntschaft mit einigen studirenden Landsleuten, und wandte mich an Professor Clodius, der in frühern Zeiten ein ziemlich munterer Kopf gewesen war.

Clodius hatte eine liebenswürdige nicht mehr junge Gemahlin, Julie Clodius, und einen guten fähigen 6jährigen Sohn, Gustel genannt. — An seinem Tische hatten vor mir mehrere Bivländer gegessen, auch bei ihm gewohnt — ich bezahlte für Mittagstisch 20, für Abendtisch 10 Thaler monatlich, für Quartier 15 Thaler. Außerdem war Dr. Seeger, ein gelehrter feiner Mann, unser Tischgenosse, so wie ein Herr v. Rothenburg, dessen Vater in Danzig zweimal das große Loos in der Hamburger Lotterie gewonnen hatte. Die Gastfreiheit wohnte in diesem Hause und die frohe Unterhaltung ersetzte den bisweiligen Mangel an der Tafel. Die Speisen waren leicht und wohlfeil, so wie der Wein. Meine liebste Nahrung war Semmel und die kernigte Butter; Früchte gab es im Sommer und Herbst die Fülle. Die von den weiten Feldern um Leipzig eingefangenen Lerchen gaben fette aber sehr kleine Braten. In einer Schachtel wurden zu 15—60 bis nach Italien an hölzernen Spießen verschickt. Ich fühlte eine besondere Achtung und Neigung für Dr. Seeger, einen Schüler des durch Staatschriften berühmten Masow. Seeger hielt mehrere Vorlesungen, war Assessor im Reichshofrathe, ein Freund

der Studenten und doch dabei ein feiner Weltmann, der den Damen die artigsten Sachen sagte. Seine Unterhaltung belustigte Alt und Jung, er wußte sich nach der Beschaffenheit seiner Gesellschaft zu erheben und herabzulassen, und ob er gleich nicht mehr jung und von den Blattern sehr bezeichnet war, so hörten und sahen die jungen Damen ihn recht gerne — und die ältern fanden sich durch ihn besonders geschmeichelt. Die sächsischen Minister und Fremde vom Range suchten seine Meinung in häuslichen Gesellschaften half er Sprichwörter und Spiele ausführen, in welchen er sich bis zu der Verkleidung in ein Frauenzimmer herabließ. Er war es der mich mit den Lehrern bekannt machte, die ich zu hören hatte. Ich konnte ihn selbst erst spät benutzen, weil es mir an allen Vorkenntnissen fehlte, aber in meinem letzten Jahre hörte ich bei ihm den Proceß und arbeitete im Relatorium als Privatissimum bei ihm.

Mein erster Professor war Clodius — ich hörte seine Vorlesungen über den Cicero und den Horaz. Sein Vortrag war lebhaft mit Laune und Anspielungen auf die deutschen Dichter verwebt, der Schluß war eine seiner eigenen Uebersetzungen aus den horazischen Oden, welche er sehr vortheilhaft declamirte. Wenn gleich als Dichter nicht von besonderem Rufe, wußte er seinen römischen Abgott mit so viel Enthusiasmus und Ausdruck zu erheben, daß ich oft mit Bewunderung und Hochgefühl ihm meine Verehrung zollte. — Clodius war ein armer aber gastfreier Mann und ermangelte nicht, Durchreisende von Stande und auswärtige Gelehrte, die ihn besuchten, bei sich einzuladen. Eines Tages hat er einen durchreisenden Chevalier aus Frankreich zu sich, der sehr viel von seinem Vaterlande sprach. Als Clodius, der sich auf seine Musenstadt auch etwas zu Gute that, fragte, wie ihm denn Leipzig gefiele, antwortete dieser Chevalier ganz gleichgiltig: „mais c'est un petit trou assez ridicule.“ Die französische Hintenansehung einer der bekanntesten Städte Deutschlands zeigt den Charakter dieser von sich und ihrem Lande eingenommenen Nation und ist mit ihrer Artigkeit im Widerspruch — so war der gute Clodius für seine Gastfreundschaft übel belohnt und verstummte wie geschlagen.

Ich repetirte, schrieb juristische Collegia wegen des darnach eingerichteten Vortrags nach, bereitete mich vor und galt für einen fleißigen Studenten. — Einige Erholung und die Stärkung meines schwächlichen Körpers verschaffte mir die Fecht- und Reitschule.

Gleich in den ersten Tagen meiner neuen Lebensart fügte ich mich in das Studentenverhalten; mein ältliches Gesicht und meine Führung ließ mich für einen etwa von Göttingen herüber gekommenen Studenten passiren. — Im 21. Jahre seines Alters, wenn man eine gute Erziehung genossen, wenn man St. Petersburg gesehen und Menschen von mehreren Ständen kennen

gelernt hat, kennt man keine Verlegenheit unter jungen Leuten, mit denen man durch ein gemeinsames Interesse verbrüderet wird, das keinen Neid erweckt. Ich war ein guter Compagnon und in verschiedenen Gesellschaften gerne gesehen. Viele, die einige Jahre jünger als ich und mit der Erscheinung ihres Bartes noch im Streite lagen, konnten ihre Blödigkeit nicht bergen und wären auf anderen Universitäten für ausgemachte Fische erklärt worden, bis sie sich ein oder mehrmal duellirt hätten.

Ueberhaupt war in Leipzig der Studententon feiner und unverdorbener, denn diese Stadt ist nicht bloß Musensitz. — Ihre Lage als Handelsstadt, die Nähe von Dresden, der Besuch der Fremden, die Durchreise der Großen und die sehr anständig dort lebende französische Colonie haben diese kleine Stadt zu einer der cultivirtesten in Deutschland erhoben. Der beträchtliche in ganz Europa bekannte Buchhandel, die Bibliothek, die Menge der Antiquare, die vortrefflichen dresdner Schauspieler, unter welchen ein Keineke und Opitz wenig ähnliche Nachfolger haben werden, gaben Leipzig einen Werth auch für den Gelehrten, Künstler und gebildeten Menschen.

Alle diese Vortheile mußten auch auf den Studenten wirken und dieser Stadt einen Vorzug zugestehen vor anderen Universitäten, unter welchen einige nur in Dörfern, Regelbahnen und Wirthshäusern Erholung zuließen.

In drei Jahren lernt man eine Menschenklasse, besonders das Studentenwesen kennen; für Diejenigen, die keine Universität besucht haben, finde ich es hier nicht ungelegen, meine Idee vom Studenten zu sagen. —

Dieser ist eine eigene unverkennbar von sich eingenommene Person. — Seine Verhältnisse berechtigen ihn, sich in seinem Werthe zu fühlen, und er dünkt sich glücklicher als ein Staatsmann und Excellenz, weil er auf dem Wege ist, Beide dereinst einholen zu können. Die Idee seiner Unabhängigkeit, die Freiheit sich seine Lehrer und seine Studien zu wählen, nur sich selbst hierüber Rechenschaft schuldig zu sein, verbunden mit der übereinstimmenden Gesinnung seiner Cameraden, gibt ihm ein eigenes Wohlgefühl. In den schönsten und kräftigsten Jahren seines Lebens, wo sein Kopf so viel Ausgesuchtes auffassen kann, ist er sich seines Glückes, seines Gewinnstes bewußt und bringt einen freimüthigen Stolz zu Tage, der, so lange er die Sittlichkeit nicht beleidigt, auch verzeihlich wird. Man gönnt ihm die kleine Figuration und seine Paraden, man weiß, daß sie nicht bleibend sind und daß bei Anstellungen und Berufspflichten sich auch der Studentennacken beugen und daß er sich seines ehemaligen Großthuns sehr bescheiden erinnern muß. — Auffallend ist, daß zu jetziger Zeit — ich schreibe 40 Jahre später — die Studenten eine ganz neue Form angenommen haben. Das Militärische und Ritterliche hat einem anderen Ideal den Vorrang zugestanden. Die neuen Regierungssysteme, die neue Philosophie, der Befreiungskrieg, ein allgemeines

Volksgesühl machen aus dem ehemaligen braven Burschen, aus dem Renomist einen Nationalistfirten, einen Weltbürger, einen Citoyen, einen deutschen Bauern, einen Demokraten. Ein Jeder glaubt das Vaterland retten zu müssen, und anstatt daß der ehemalige Student brav für seine Person, für seine Landsmannschaft war und deshalb einen guten Hieber, lange Sporen und Kascket trug, hat er nunmehr einen weiten altmodischen Rock, herunterhängendes oft unausgekämmtes Haar, eine schlaffe Mütze und einen Wanderstab.

Es ist leider in den Jahren der Studentenfreiheit nicht selten, daß junge Männer, durch Beispiel und Leidenschaft hingerissen, sich von den Besseren absondern und dem Laster und der Schwelgerei ergeben. Dennoch war in den drei Jahren von 1780—82, wo Leipzig zwischen 1500 und 1700 Studenten zählte, kein einziger recht schlechter Mensch zu bemerken, aber viele brave, gute und schöne Leute.

Zu meiner Zeit bestand unsere Landsmannschaft aus etwa dreißig Liv-, Esth- und Kurländern. Die Meisten von uns studirten Rechtswissenschaft. Wir hielten zusammen, doch ohne großes Aufsehen zu erregen, bis Graf Sievers sich einsand, der als russischer Gardelieutenant die Universität besuchte, um sich von einem angeknüpften Ehebündniß los zu machen, und sich deshalb ein Jahr in Leipzig und ebenso lange in Dresden und Berlin aufhielt. Dieser war locker und schwelgte gern. Er zog Manche in seine Banquets, und da er mich einmal fast gewaltsam nöthigen wollte, ein Punsch- und Saufgelag gegen Mitternacht zu geben, und ich ihm sehr bestimmt und fest erklärte, daß ich mich nicht zwingen ließe, forderte er mich aus und wir schlugen uns den andern Morgen in Apels Garten im Duell. — Wir hieben uns lange ohne Erfolg, bis ich ihm einen Hieb auf seinen großen Hut versetzte und er mich in den Finger hieb, sodasß die Secundanten die Affaire beendigten.

Dieser Graf Carl Sievers, Majoratsherr der Lagena'schen Güter, war in St. Petersburg erzogen. Der Ort und seine Wohlhabenheit hatten seinen guten Anlagen keine gute Richtung gegeben. — Eine Actrice, Madame Spengler, fesselte ihn in Leipzig und raubte ihm seine Zeit und sein Geld. Er hatte Sprach-, Musik- und Zeichen-Lehrer, bei denen er nur die ersten Stunden arbeitete, sie aber alle dejouriren ließ bis der Monat um war. Als Student nahm er bloß privatissima, die er kaum eine Woche besuchte; alsdann ließ er einen andern armen Studenten für sich hingehen, welches der stolze Platner nicht wenig übel nahm. Uebrigens lebte er gesellig und gut, gab Concerte, indem er nicht übel Clarinette und Violine spielte, und suchte sich auf mannigfaltige Weise zu zerstreuen. Er war es, der uns zuerst zu einer Landsmannschaft verleitete; wir hatten Zusammenkünfte gemeiniglich bei der Punschschale oder in der Maurerversammlung, in welcher er zu St. Peters-

burg sich bis zum 7. Grade in die Höhe gearbeitet oder vielmehr eingekauft hatte.

Unsere von ihm gestiftete Uniform war scharlachroth mit grünsamtnem Kragen und großen blanken Stahlknöpfen — darin wurde Sonntags gegangen, gefahren und geritten und so die Aufmerksamkeit der Stadt erregt. Der Prorektor machte ihm Vorstellungen hierüber, aber er mußte sich damit auszureden, daß der Zufall einer übereinstimmenden Liebhaberei zu einer Farbe nicht für eine intentirte Auszeichnung anzunehmen wäre. Man konnte uns nicht so recht beikommen, so lange Sievers als Senior seinen rothen Rock in Schutz nahm, bis es dem erwähnten Professor Platner gelang uns auf eine ganz eigene Weise von dieser Kleidung abzubringen. Er berief uns einstmals zu einer außerordentlichen Vorlesung. Wir trafen in seinem schönen mit Büsten und Kunstsachen decorirten Hörsaal ein; wir wunderten uns darüber, daß nur wir Landsleute die Gesellschaft ausmachten, noch mehr aber, als er uns in seiner beredten und anziehenden Sprache einen Vortrag über die Dankbarkeit hielt, und damit schloß, daß es unsern Gefinnungen eine außerordentliche Ehre machen würde, wenn wir arme Studenten mit unsern rothen Röcken beschenken würden. — Seine Zuhörer und Bewunderer, Sievers an der Spitze, willigten ein; ein Pedell kam den andern Morgen und die Meisten gaben ihre rothen Röcke den Armen. So mußte Platner uns das Ansehen zu lassen, freiwillig eine Wohlthat geübt, einer Forderung nicht nachgegeben zu haben, die doch in der guten Ordnung gegründet war.

Uebrigens war Platner ein Melanchthon im Außern, ein Plato im Innern und sein Hörsaal ein festlicher Philosophentempel, in welchem er wegen seiner Beredtsamkeit von durchreisenden Vornehmen und Fremden sehr besucht wurde. Besonders fand seine Moral mit ihrer Glückseligkeitslehre damals vielen Beifall. Den Stolz in jedem Stande stellte er sehr treffend und bilderreich vor, auch den gelehrten Stolz ganz unparteiisch, der ihm selbst sehr anklebte. Sein Streit mit Wezel erregte damals viel Aufmerksamkeit. Letzterer hatte einmal sich geäußert, daß in der Theodicee des großen Leibniz, den unser Platner vergötterte, das Raisonnement wie ein Nachen auf dem großen Meere der Gelehrsamkeit umhergetrieben würde, wodurch er auf die vielen Citate dieses großen Philosophen zielte. Dieses war Platnern wieder erzählt worden, der jene Censur über seinen Helden nicht vertragen konnte und daher in einer öffentlichen Vorlesung über Wezeln sich ausließ, wie dieser es sich habe können einfallen lassen, Leibniz zu beurtheilen. Dieses kam dem Wezel wieder zu Ohren, und nun ließ Letzterer ein Epigramm wider Platner mit der Ueberschrift „Doctor Pumpelmoos“ drucken, indem er ihn mit dieser hohlen Frucht verglich. Platner schrieb einen ganzen Bogen dagegen; Wezel aber drohte ihn mit sammt seinen moralischen Apho-

rismen anzugreifen, sodaß dem Weltweisen nun wirklich hange wurde und er es für unschicklich fand, sich mit einem freidenkenden Schriftsteller in eine offene Fehde einzulassen. —

Unter meinen akademischen Lehrern muß ich eines alten Originals erwähnen. — Es war der Dr. Sammt, ehemaliger preußischer Unterofficier, der wegen seiner juristischen Kenntnisse, sowie wegen seines derben und eigenen Vortrags sehr besucht wurde. Sein *Jus naturae* war es, worin er wie ein Rousseau sich durch Paradoxe und in der Redestellung seines Autors Gundling auszeichnete. — Brachte dieser Gundling einen Satz vor, den Sammt nicht billigte, dann hieß es: Komm einmal her, Gundling, was hast du gesagt? Nun widerlegte er selbst, Gundling antwortete und der Dialog endigte sich gemeiniglich damit, daß Gundling den Kürzern zog und alsdann öffentlich hören mußte: das hast du, Gundling, schlecht gemacht; psui schäme dich, *ut ita dicam*. Wegen seiner Grobheit im Disputiren war es ihm amtlich untersagt worden, bei öffentlichen Promotionen und akademischen Versammlungen gleich andern Professoren öffentlich zu reden und zu disputiren, und dazu war die Veranlassung eine von einem Dr. Bachmann geschriebene Dissertation über das *Pretium affectionis*. Unser Sammt verurtheilte diesen selbstgeschaffenen Werth einer Sache, sowie Bachmann ihn vertheidigte. Es kam zu Vergleichen und zu Persönlichkeiten; Sammt meinte, auf Bachmann's Weise könne man in eine Nähnadel auch einen besondern Werth setzen, denn Bachmann's Vater war ein guter Schneider gewesen. „D ja“ erwiederte dieser, „so gut als wie in eine veraltete Patronentasche.“ Das Ende dieses harten Kampfes, in welchem der gewesene preußische Unterofficier besonders durch den Beifall der gegenwärtigen Studenten die Oberhand behielt, war, daß Bachmann, als er nach Hause kam, sich so angegriffen fühlte, daß er nach einigen Tagen seinen Geist aufgab. Man konnte indeß diesem Alten seinen Werth nicht absprechen, er besaß eine Menge eigene Ideen; man hörte ihn gerne seine 70 jährigen Kenntnisse mit preußischer Festigkeit mittheilen; dennoch ging er darin zu weit, daß er auch bei den rohen Studenten durch schlüpfrigen Vortrag Beifall suchte. Wenn er in seinem *Jure Publico* auf die Regenten kam, so erzählte er wie die Kaiserin Katharina II. ihn zur Anfertigung eines neuen Gesetzbuches nach St. Petersburg berufen habe, daß aber der plötzlich eingetretene strenge Winter ihn abgehalten habe. Schwerlich hätte dieser eigensinnige Veteran sich mit seinen Vorgesetzten vertragen können und so that er wohl, in seinem grünen langen Talar auf dem leipziger Katheder zu bleiben und die *Louisd'or* seiner Zuhörer als einen sehr ungewissen und getheilten Beifall zu erwerben. Wenn irgend ein Professor die Stunde, in welcher er las, mit einem *Publico* (einer unentgeltlichen Vorlesung) besetzte, dann schimpfte er nicht nur auf diesen

Professor, sondern auch auf den Autor über welchen dieser las, und so mußte Cicero es sich gefallen lassen, daß er ihn für einen ausgemachten Windbeutel ausgab und alle Dichter für Narren hielt, weil Clodius in seiner Stunde über Horaz Vorlesungen hielt. Ueber die sächsische Regierung und über die Advocaten ging es sehr hart her. Weil Dresden ein offener Ort war, so nannte er ganz Sachsen einen öffentlichen Garten, wo der Feind nach Belieben herein und heraus spazieren könne, wie es in gewissen öffentlichen Häusern zu geschehen pflege. Die Advocaten nannte er sächsische Mauerkröten. Seine publicistischen Grundsätze vertheidigte er wie ein preussischer Wachtmeister. „Wer mir meine pacem externam (meinen äußeren Frieden) stört, den prügle ich quantum satis est in infinitum fort“ sagte er vom Katheder. Aber wiederum war seine Belesenheit, seine scharfe Beurtheilungskraft und sein lebhafter Geist sehr zu schätzen, denn er besaß seltene Kenntnisse. Man mochte bei ihm ebenso gerne zuhören als nachschreiben. Außerdem war er ein jovialischer gelehrter Greis und in den karglichen Abendgesellschaften und Concerten, die er nicht besser geben konnte, übertraf seine Laune und Unterhaltung Alles was man von einem jungen geistvollen Mann erwarten konnte. Er starb einige Jahre später; die Regierung hatte ihm in den letzten Jahren eine Pension ausgesetzt — und sich also edelmüthig an seinem Tadel gerächt.

So pedantisch Wiener die Pandekten vordictirte, so empfehlend mußte Dr. Wolle seine Institutiones vorzutragen. Er las sie lateinisch mit der Sprachannehmlichkeit eines Cicero und wußte durch Fragen seine Zuhörer zu erwecken. Man sah Einige sehr richtig antworten; jedoch verstand er die Kunst, die Antworten auch zu erlassen wo sie nicht freiwillig gegeben wurden. Als ich ihm einige Mal nach dem Compendio antwortete, wünschte er eine freimüthige Definition, wodurch mir diese Stunde eine der schwierigsten wurde, mich aber auch zum Examinatorio am schicklichsten vorbereitete. Mit seiner Beredsamkeit war eine edle Bescheidenheit verbunden; er war mir auch einer meiner liebsten Lehrer, und als ich wegen einer Erkältung einige Stunden ausblieb, besuchte er mich frühmorgens und bewies mir seine Theilnahme. Er selbst studirte so fleißig, daß er die Nacht, von seinen Folianten umgeben, sich mit ihnen laut unterredete und in seiner angenehmen Sprache unterhielt. Dieses erzählte mir ein lebenswürdiger Augenzeuge, der mich selten aber um so unvergeßlicher besuchte. Dieser war einige Zeit bei Dr. Wolle gewesen, wir achteten denselben Mann und ich liebte jenen Augenzeugen gar sehr.

Ein anderer noch junger aber angenehmer Lehrer war Dr. Erhardt. In dem ersten Jahre war er noch Student mit mir zusammen; er disputirte öffentlich und ward Dr., worauf er Collegia zu lesen anfang. Er hatte sich dem Staatsrechte gewidmet, und schlug auf meinen Vorschlag ein Collegium

über das Gesandtschaftsrecht an; unter seinen sieben Zuhörern war auch ich, der während der Vorlesung auf dem weißen Tische, an welchem wir saßen, manche spaßhafte Fragen und Einwürfe, die Person eines Gesandten betreffend, niederschrieb, welche Veranlassung zu Auseinandersetzungen in der nächsten Stunde gaben. Als der sächsische Staatsminister von Berlepsch, der Curator dieser Universität war, Leipzig besuchte und Erhardt darauf sich gefaßt machen mußte, als angehender Lehrer mit dessen Anwesenheit beehrt zu werden, so bat Erhardt mich ihm einige Zuhörer zur nächsten Stunde zu verschaffen. Ich that es bei allen meinen Bekannten mit der Bitte die ihrigen auch dazu aufzumuntern, Erhardt selbst über Nichts davon wissen zu lassen, um ihn mit unserer Theilnahme desto mehr zu überraschen. — Als ich in den Hörsaal trat, fand ich schon die Hälfte mit Studenten angefüllt, welche sich noch so vermehrten, daß als Erhardt erschien der ganze Saal angefüllt war. Es machte so rührenden Eindruck auf ihn, daß die Bewegung seines Herzens in einem bis zu Thränen erfüllten Dank ausbrach. — Nicht lange darauf erschien auch Berlepsch in seinem gestickten Kleide und mit dem sichtbaren Erstaunen, bei einem so jungen Docenten so viel Zuhörer anzutreffen. Noch mehr mußte es ihn wundern, daß in Leipzig so Viele sich auf das Gesandtschaftsrecht vorbereiteten und daß Dr. Erhardt ganz Europa mit Gesandten hätte versorgen können.

Ein gelehrter und launiger Jurist war damals Dr. Hommel. Die Geschichte mit seinem Hunde Hesper ist vielleicht schon vergessen. Die wittenbergische Universität pflegte damals auch einen Abwesenden zum Magister der sieben freien Künste zu stempeln, wenn Jemand eine Abhandlung nebst bedeutendem Honorar einsendete. Hommel schrieb eine solche für seinen schwarzen Hesper und als an einen sehr wohlhabenden Mann erfolgte an seine Adresse das Diplom mit der auf einem großen Pergamentbogen enthaltenen Ueberschrift: Gratulamur Dominum Hesperum p. p. — Hommel gab einen gewöhnlichen Magisterschmaus und ließ den Hesper obenan, auf einem Lehnstuhle, mit dem um seinen Hals gebundenen Diplome von Wittenberg sitzen. Es wurde gut aufgetischt und dem Hesper Gesünderheiten in den besten Weinen zugebracht. Der Wirth bekam einen vorausgesehenen Injurienproceß, bezahlte aber gerne die Geldstrafe. — In seinem hübschen Garten hatte er auf den großen Schornstein seines Gartenhauses eine Statue, einen Schornsteinfeger in Lebensgröße vorstellend, aufsetzen lassen. Die Feuer- oder Rauchgesellschaft der Schornsteinfeger, welche besondere Vorrechte in Leipzig wegen der vielen hohen Häuser genießt, fand sich darüber so beleidigt, daß sie beschloß in corpore den Dr. Hommel zur Rede zu stellen. Dieses geschah und Hommel ward aus seinem Fenster gewahr wie die Gesellschaft in seinem Hause einkehrte. Schnell legte er seine Staatsperrücke und sein

bestes Kleid an und kam ihnen mit der Frage entgegen, was den Herrn zu Diensten stände? Der wortführende Brandmeister gab wichtig zu erkennen, daß er und seine Consorten durch jenen auf dem Schornstein angebrachten Mann, der seine Stelle mit dem Besen nicht verließ, sehr beleidigt wären, und wie er, Professor, als ein hochgelehrter Mann sie so kränken könne. Meine Herrn, erwiderte dieser, Sie irren sich sehr, wenn sie mir eine solche Absicht angemuthet haben, vielmehr muß ich ihnen versichern, daß diese Statue als ein Merkmal der Achtung von mir aufgesetzt worden, welche der Staat ihren Bemühungen und Gefahren schuldig ist, und daß ich, wenn ich nicht Hommel wäre, gleich ein Schornsteinfeger werden möchte. Die schwarze Schaar fühlte sich durch diese artige Lobrede so geehrt, daß sie sich bückte und Hommel selbstige mit vielen Gegenbücklingen zur Thür hinaus begleitete. Den unbeweglichen Schornsteinfeger habe ich noch bei meiner Abreise an seiner Stelle gefunden.

Ein sehr reicher aber auch stolzer Docent war Dr. Behm, der die Geschichte las. Er hatte eine reiche Frau geheirathet und war auf seinem Katheder in Seide gekleidet. Folgende Geschichte von ihm und einem Herrn v. Helmersen habe ich damals erfahren. Dieser lustige Vogel hatte sich als Student zwar zu einem Collegio bei Behm eingeschrieben, dasselbe aber wie gewöhnlich nicht besucht. Behm nahm dieses sehr übel, und als Helmersen sich endlich einmal wieder einfand, nahm Behm Gelegenheit ihn auf die Wichtigkeit der Geschichte aufmerksam zu machen und sich zu ihm wendend zu sagen: daß dem großen Griffel der Geschichte zu folgen und ihn zu verstehen einen ununterbrochenen Fleiß fordere. Helmersen erschien den folgenden Tag mit einem Bleistifte von der Dicke eines Armes auf der Schulter, setzte sich Behm gegenüber, spitzte voll Aufmerksamkeit diesen balkenförmigen Bleistift mit einem ganz kleinen Messerlein, wie man solches als Uhrberloque zu tragen pflegte, und bereitete sich zum Nachschreiben. Diese komische Vorbereitung, noch mehr das dem Helmersen eigene satirische Gesicht, erregte ein allgemeines Lachen, so daß Behm selbst nichts Anderes übrig blieb, als Herrn v. Helmersen zu ersuchen, nächstens einen kleineren Bleistift mitzubringen. Den andern Tag erschien Helmersen wieder auf diesem Platz, man sah nichts Auffallendes an ihm und Behm fing an zu dociren. Plötzlich zog Helmersen einen kleinen Bleistift aus dem Busen, von seiner Seite aber ein Schwert von Messer aus der Scheide, und fing nun damit an, den Bleistift auf eine possirliche Art zu handhaben. Man konnte ebensowenig sich des Lachens erwehren und Behm fand es am rathsamsten, Nichts mehr zu sagen. — Außer andern lustigen Studentenstreichen erließ Helmersen noch ein Letztes, denn er mußte Leipzig deshalb verlassen. In der reformirten Kirche, wo der Gottesdienst durch Zollikofer so feierlich wurde, saß unter

dessen Kanzel ein dicker Küster mit einer Brille, und man muß gestehn, daß dieser wie mehrere Küster etwas Lächerliches an sich hatte. Helmersen hatte sich zu Hause den Brustknochen einer Gans mit einem Sprungfaden zubereitet, und als Jener im besten Singen war, ließ er seinen Knochen so geschickt los, daß er über die Gemeinde weg des Küsters Nase berührte und diesen aus aller Fassung sowie die Gemeinde aus ihrer Andacht brachte.

Dies war allerdings ein unanständiger Streich. Aber durch wahren Witz aus erfinderischem Kopfe und gutem Herzen wurde mancher Lehrer, mancher Student von seinen Schwachheiten zurückgerufen. — Ein kluger Lehrer weiß durch guten Einfall auch einem drohenden Studentenaufzuge zu begegnen. Mehr als hundert Studenten verlangten einmal von dem alten Rector Borch eine ungehörige Bewilligung. Dieser Alte sah sie von ferne kommen und setzte sich an einen Tisch der mit Schreibzeug versehen war. Die Masse trat ein und an ihrer Spitze der Sprecher. Der Alte bat diesen Letzteren ruhig, seine Forderung mit seinem Namen niederzuschreiben. Das machte Bedenken; der Sprecher fragte, ob die Andern mit unterschreiben wollten, aber Keiner machte den Anfang und die Schaar zog, die Sache besser überlegend, davon.

Die gute Meinung vieler Studenten, besonders der Sachsen, erkannte ich bei verschiedenen Ereignissen, am meisten aber bei einem Aufzuge. Eines Tages, als ich in meinem Zimmer arbeitete, traten mehr als zwölf ausgezeichnete junge Leute herein. Kaum hatte ich einige von ihnen als sächsische Studenten erkannt, als Einer sagte: er und seine Landsleute bäten mich, ihnen zu einem Aufzuge die Hand zu bieten und ihr Anführer zu werden, indem sie die Absicht hätten, dem alten Doctor der Theologie und Rector Burscher für seine Wohlthätigkeit gegen so viele arme Studenten einen Beweis von Achtung zu bringen. Ich dankte für diesen schmeichelhaften Antrag und wollte gerne Theil nehmen, wenn sie einen älteren Studenten zum Anführer wählten. Die Herren aber drangen so ernstlich in mich, daß ich ihnen zusagte; nur bat ich sie mir einen Compagnon beizulegen, mit welchem ich den Auftrag übernehmen könnte, und so gaben sie mir diesen gleich in der Person des Herrn Nie, welcher Sohn eines soliden Hauses in Hamburg und einer der ältesten und bravsten Studenten in Leipzig war.

Wir legten den Plan militärisch an; wir bestimmten 3 Colonnen, in welche gegen 1500 Studenten vertheilt wurden. Ein jeder Anführer, unter denen ich die erste Colonne hatte, war von 2 Generaladjutanten und 24 Flügeladjutanten begleitet, jede Colonne hatte ihr eigenes Corps Musik und einen Beschließer in Uniform. Vor der ersten Colonne sollte ein Redner gehen, begleitet von 12 Marschällen, schwarz gekleidet; ihm folgte der Träger eines dem Dr. Burscher zu verfertigenden Gedichts, welches ihm in dieser

Proceſſion zugetragen und durch den Redner noch mit ſtarker Proſa unterſtützt werden ſollte.

So war Alles einmüthig verabredet worden, als Mißgunſt und Neid ſich in unſere Abſichten miſchten und mit einer gewiſſen Schadenfreude Alles zu vereiteln drohten. Ein anderer Profeſſor gönnte dem alten Burscher die Ehre nicht; anonyme Briefe wurden mir durch das offene Fenſter geworfen, in welchen man mich durch die Drohung abzuschrecken ſuchte, daß man die Freude des Aufzuges öffentlich verderben würde — ich ließ mich nicht ſtören. Nun aber wurde von der andern Seite nach Dresden gemeldet, daß die Studenten ein großes Vivat im Werke hätten, wodurch Unordnungen zu befürchten ſtänden, und als ich eines Tages ruhig bei dem alten Sammt zuhörte, brachte man mir Abſchrift von einem aus Dresden ergangenen Reſcript, in welchem der beabſichtigte Aufzug, nach Anleiſung früherer Mandate wegen alles Vivatruſens, Schreiens und Lärmens, gänzlich unterſagt wurde. Hoch triumphirte die Gegenpartei — ich ging nach Hauſe, nahm einen Bogen Papier und berief darauf alle Muſenſöhne Leipzigs ſich im ſchwarzen Brete, Nachmittags um 3 Uhr, einzufinden. Dieſes Gebäude, der Verſammlungsort, in welchem die Profeſſoren Reden hielten und die Studenten zuſammenberiefen, hatte daher den Namen, weil in der Halle die Publicationen und Mandate an ſchwarzen Bretern angenagelt und dadurch zur Wiſſenſchaft gebracht wurden. Hier nagelte auch ich meine Aufforderung an, die etwas kräftig abgefaßt war. Noch war ich zur beſtimmten Stunde nicht dort angelangt, als ich die Studenten wie Ameiſen von Weitem dort wimmeln ſah — meine Bruſt ſchlug höher und mein Enthufiasmus wuchs mit dem ſich vermehrenden Haufen — mein erſtes Wort war lauter Dank für ihr Erſcheinen und das Gehör, welches ſie meiner Einladung gegeben. Nun beſtieg ich das Katheder, umgeben von tauſend Studenten (ſo hoch berechnete man den angefüllten Raum); ohne mich zur Rede vorbereitet zu haben, ſtellte ich die gemeinſame Abſicht warm vor, holte die anonymen Briefe heraus, provocirte deren Verfaſſer, daß ſie, wenn ſie brave und redliche Burschen wären, ſich nunmehr zeigen ſollten, indem eine ſolche verſteckte Weiſe, durch eingeworfene Briefe ohne Namen, eine niederträchtige Verfahrungsart wäre. — Natürlich meldete ſich Niemand, ich bat aber jetzt die Anweſenden um ihr Urtheil, und es erſcholl ein Vere at ſo gewaltig und erſchütternd, daß unſern Gegnern hierbei nicht gar wohl, mir aber ſo glorreich zu Muth ward, als der Donner der Kanonen dem durch die eroberte Feſtung ziehenden Sieger iſt; darauf rechtfertigte ich die wohlgemeinte Abſicht, dem wohlthätigen und ehrwürdigen Dr. Burscher ein glänzendes Opfer des Dankes und der Ehrfurcht zu bringen, und rügte es derb, daß die Cabale und der Neid ſo weit gegangen wäre, daß man ein Mandat gegen uns bewirkt habe. — Dieſes Mandat

laß ich mit lauter Stimme vor, und feuerte an, einen Beweis abzulegen, daß wir einen ganz andern Aufzug im Werke hätten, als ein Vivatrufen mit Schreien und Lärmen. Ich legte Einiges von unserm Plan vor und bat mir Gehör zum Vortrage eines neuen Unternehmens wider dieses Mandat von ihnen aus. Fiat, Fiat (es geschehe) hieß es, und nun schlug ich vor: „Da unsere Akademie ursprünglich eine Ritterakademie sei\*) und von so vielen Ausländern besucht würde, möge man zwei Deputirte wählen, welche sich mit einer Supplique gerade an den Kurfürsten selbst wenden, und um die Bewilligung des feierlichen Aufzugs, zu welchem der Friedrichstag gewählt sei, bitten sollten. Auf diese Weise hätten wir ein Mandat zu vereiteln, welches ich so nachtheilig für unsere Ehre hielt, daß ich lieber die Universität verlassen als nachgeben würde; ich glaubte, daß die Regierung Deputirte einer Universität nicht gleichgiltig zurückweisen könne.“ Kaum war dieses ausgesprochen, so erscholl der vielkönnige Ruf: Vivat Rosen, unser Gesandter nach Dresden! — Ich nahm dies ohne alle Umschweife an, und bat mir Herrn Mie als Compagnon aus, welches gleichfalls bewilligt wurde.

Mein Antrag war ehrenvoll genehmigt, an die Kosten war nicht gedacht worden. Aber ein Baron Bielfeld, Sohn des ehemaligen preußischen Gesandten, ein Mann von mehr als 30 Jahren, stellte sich mit einem andern seiner Kameraden vor den Ausgang des schwarzen Bretes und sagte laut: „Es ist nicht billig, daß unsere Deputirte auf ihre Kosten reisen“, nahm seinen Hut vor sich und warf einen Louisd'or hinein; wer etwas bei sich hatte warf auch hinein zu Gulden- und Groschenstücken, und Herr v. Bielfeld überreichte uns seinen Hut, in welchem über 60 Thlr. sich befanden. Diese übergab ich Herrn Mie. Nun war die Rede davon, wie wir als Gesandte unsere affaires machen sollten. Wir fielen darauf, daß unser Creditiv in einer Supplique an den Kurfürsten, von allen Ausländern unterschrieben, bestehen solle.

Dieser Erfolg erregte große Sensation in Leipzig und Platner wunderte sich, wie ich am schwarzen Brete 1000 Studenten zusammenbringen könne, da er selten mehr als hundert auf seine Einladung erscheinen sehe. Ueberall wünschte man mir Glück, doch zweifelte man sehr, daß wir durchdringen würden, und Glodius sagte: „Hören Sie Rosen! Sie haben viel unternommen und einen schweren Stand in Dresden.“ „Es kann mir nur in einer guten Sache mißlingen“ sagte ich, „und dann ist Rosen und viele gute Männer nicht mehr in Leipzig!“ Ich schlug vor wegen Abfassung der Supplique

\*) Rosen stellt sich als Edelmann die „Nationen“ der mittelalterlichen Universität wie Genossenschaften vor, welche die Rechte adliger Corporationen seiner Zeit, also auch das Vorrecht eines directen Zutritts und persönlichen Verkehrs mit dem Landesherrn haben.

unsern Dr. Seeger zu befragen und ging mit den Herren, die zuerst meine Wahl bewirkt hatten, zu Dr. Seeger. Er nahm uns freundlich und mit einer Tasse Chocolate auf und sagte: „Sie thun am Besten, meine Herren, wenn sie ihre Supplique selbst anfertigen, denn weder ich noch irgend ein in sächsischem Amte Stehender wird sich in eine solche Sache mengen.“ Wir gingen davon — unterwegs sagte ich: Seeger hat Recht, ich setze die Supplique auf und damit Holla! In meinem Zimmer nahm ich den Kalender zur Hand, fand den Friedrichstag sehr passend, da er als Namensfest des Kurfürsten feierlich ward und uns zu unsern Vorbereitungen noch mehrere Wochen Zeit ließ.

Der Supplique, die nur zwei halbe Seiten einnahm, wurden nach Art der englischen noch andere Bogen angereiht, und zu gewissen Stunden wurden in einer Restauration die Unterschriften eingesammelt — dazu fanden sich wohlweislich lauter Ausländer ein — meine Wenigkeit voran, dann mehrere Landsleute, Polen, Ungarn, Schweizer, Franzosen, auch ein lustiger Kopf, der zu einem wirklichen Namen noch einen selbstgemachten italienischen oder englischen hinzufügte und also recht viele und entfernte Länder und Städte lesen ließ.

Ich setzte mit Herrn Nie einen Tag zu unserer Abreise nach Dresden fest und machte es mit unsern Landsleuten ab, daß wir ihnen den Erfolg derselben melden sollten. Im Falle eines Mißlingens kämen wir nicht zurück, aber wenn es gut ginge, sollten sie uns, zum Aerger der Neider, mit 12 blasenden Postillonon vor dem Thore empfangen. Nun reisten wir beide mit Extrapost nach Dresden, logirten in einem anständigen Hotel und ließen uns als Deputirte Nichts abgehen. Den andern Morgen wurden die Bistiten bei allen Ministern abgelegt und zugleich die Absicht unserer Sendung eröffnet. Diese Herrn, nämlich Graf Marcolini, Baron Gutschmidt, Berlepsch &c. empfingen uns sehr artig, allein von unserer Ankunft prävenirt, hieß es wie verabredet: gegen das ergangene kurfürstliche Mandat könne der Aufzug nicht gestattet werden. — Keine Einwendung half und man überließ es uns zu bedenken, ob der Landesherr seinen einmal gegebenen Befehl widerrufen könne. Ich bat die artigen aber gestrengen Herrn Minister mit einer ernststen schmerzhaften Miene, noch einmal erscheinen und dann Abschied nehmen zu dürfen. Als wir nach Hause kamen und die Köpfe schüttelten, sagte ich meinem Gefährten: nun müssen wir andere Saiten aufziehen und unsere eingereichte Supplique wichtiger machen. Den andern Morgen fuhren wir zu dem Herrn Premierminister und zu Berlepsch und ich versicherte im Namen aller Supplicanten, da sie, voll jugendlichem Enthusiasmus für diesen Aufzug, von ihrem Vorhaben nicht abstehen könnten, so

bliebe ihnen, um sich der Schadenfreude ihrer Gegner nicht Preis zu geben, wohl nichts Anderes übrig als die gute Universität Leipzig zu verlassen.

Dieses wirkte mit so gutem Erfolge, daß die Herrn nicht nur versprachen diese Sache dem Kurfürsten nochmals zu unterlegen, sondern daß man uns noch denselben Abend für den andern Morgen ins Consistorium bestellte. Denn da der Landesherr katholisch und die Universität protestantisch ist, so steht letztere in ähnlichen Fällen unter dem Consistorio. Unsere Hoffnung war nicht vergebens, denn man gab uns eine Abschrift von einem an den Rector der Universität erlassenen Rescripte, worin es unter Anderm hieß, daß der mit Ordnung und Anstand vorzunehmende Aufzug der Studenten nachgegeben werden solle, da der Baron Rosen und Herr Wie für Ordnung und Ruhe aufzukommen sich verbunden hätten. — So fizlich dies für uns ausfallen konnte, so fühlten wir uns doch sehr geschmeichelt und sandten eine Estafette mit der fröhlichen Botschaft und daß wir in 24 Stunden in Leipzig eintreffen würden. Rasch fuhren wir davon; um 7 Uhr Abends waren wir vor dem Thore wo die Postillons uns schon erwarteten. — Es ging in vollem Lärm durch die Straßen der Stadt, diejenige nicht zu vergessen, in der der Professor wohnte, der so eifrig wider uns cabalifirt hatte, bis wieder zu dem Hause am schwarzen Brete. Hier ertönte bei unserem Eintritt von einer zahllosen Versammlung unserer Musensohne ein ununterbrochenes Vivat; ich bestieg wieder das Katheder, legte einen kurzen Bericht unsers Geschäftes ab, las das Rescript vor und schloß mit der Versicherung des Vertrauens, daß die Herrn insgesammt unserer Verantwortlichkeit Ehre bringen würden.

Unsere Vorbereitungen wurden nun größer und lebhafter: alle Beschreibungen solcher Aufzüge, die wir aus Göttingen und Jena uns kommen ließen, waren uns nicht genügend. Ein neuer Umstand half uns, obgleich er mich in Verlegenheit bringen konnte. Meine Landsleute nämlich waren bei Vertheilung der Aemter übergangen worden, theils weil ich mich wenig damit befassen mochte, theils weil sie mich während dieser Zeit wenig besuchten und ich sie auch nicht. — Als ich einmal zu dem Grafen Dunten ging und dort die meisten Livländer antraf, machten sie mir gewaltige Vorwürfe, daß sie ganz von mir vergessen und alle Ehrenämter vertheilt wären. Wie so? sagte ich; die besten sind euch noch aufbewahrt. Sie horchten auf und nun erzählte ich ihnen, daß Leipzig ursprünglich eine Ritterakademie sei und aus drei Nationen, nämlich der sächsischen, polnischen und meißnischen bestände, und daß sie die Wappen dieser Nationen vor jeder der drei Colonnen, in schöner Kleidung und von Adjutanten begleitet, vortragen sollten. — Als ich ihnen dieses beschrieb und die Wahl der Kleidung überließ, waren sie völlig versöhnt und versprachen ihre Theilnahme. Es wurden

die Wappen der Nationen auf großen weißseidenen Fahnen gemalt und mit grünen Fransen besetzt — die Fahnen selbst waren hoch und nahmen sich mit ihrer Malerei sehr gut aus; der Fahnenträger vor meiner Colonne war zur Mühlen, seine Adjutanten Sänger und Graf Dunten.

Nun wurden Musterungen erst im schwarzen Brete gehalten: die Studenten stellten sich wie Soldaten und überließen ihren Anführern die Anordnung der Colonne — ich kann es nicht vergessen wie willfährig sie waren und wie dieses Betragen mich zur Höflichkeit und Behutsamkeit verpflichtete. — Die Längsten und Wohlgebildetsten wählte ich in die vordersten Glieder, nachher kamen vier und baten in die erste Reihe versetzt zu werden, weil sie sich vorgenommen sich egal, blau mit Gold kleiden zu lassen. Auf freiem Felde machten wir Proben von Evolutionen, damit die Colonnen in einem berechneten Marsch durch mehrere Straßen sich gleichzeitig auf dem Markte zu einem halben Zirkel stellen konnten. Alles ging militärisch und mit einem solchen esprit de corps, daß ich ohne Widerspruch commandiren durfte.

Unsere Widersacher, da sie uns in der Hauptsache nicht mehr schaden konnten, nahmen zur Satire ihre Zuflucht. So hatte ein junger Dr. Gehler sich unter unsern Landsleuten verlauten lassen, daß die vorzutragenden Fahnen ein ebenso lächerliches Ansehen geben würden, als das Fähnchen der Schloffergesellen, welche jährlich einmal mit einer solchen in der Stadt herumzogen, selbige in die Luft warfen und wieder fingen und dabei eine kleine Musik machten. Meine Landsleute, durch den witzigen Gehler aufgereizt, stellten mich auf dem Fechtboden darüber zur Rede. Wer hat diese Vergleichung wagen dürfen? sagte ich laut, ist der Mann hier? und es mußte sich treffen, daß er dort war, weil er gern focht. In meiner Hitze, die an keine Mäßigung dachte, nahm ich die ersten besten Rappiere, präsentirte sie dem Dr. Gehler und sagte: mein Herr! auf den Hieb, für Ihre Einfälle! — Kaum war ich in Stellung, als ich ritterlich drauf loskrieb; es setzte Staub und Schläge, Gehler hielt sich auch brav, bis der Fechtmeister kam, uns aus einander brachte und sagte: meine Herren, hier schlägt man sich nicht in solcher Weise. Die Fahnen wurden nun noch höher und ansehnlicher gemacht und dabei blieb es.

Nun ging es an die Einrichtung des sogenannten Stabes, das war der Redner mit seinen 12 Marschällen und der Gedicht- oder Riffenträger. — Zu ersterem wählten wir den längsten Mann mit der besten Bassstimme, einen Theologen Lischke aus Meissen. Dieser Mann imponirte wirklich durch seine Gestalt und Stimme, die im Namen der 1000 Zungen sich donnernd und pathetisch konnte vernehmen lassen. Zum Gedichtträger wählten wir einen feinen artigen Mann, einen Herrn v. Exter aus Hamburg, der das Gedicht, „Emil“ von Prof. Clodius genannt und gemacht, auf einem mit

die Wappen der Nationen auf großen weißseidenen Fahnen gemalt und mit grünen Fransen besetzt — die Fahnen selbst waren hoch und nahmen sich mit ihrer Malerei sehr gut aus; der Fahnenträger vor meiner Colonne war zur Mühlen, seine Adjutanten Sänger und Graf Dunten.

Nun wurden Musterungen erst im schwarzen Brete gehalten: die Studenten stellten sich wie Soldaten und überließen ihren Anführern die Anordnung der Colonne — ich kann es nicht vergessen wie willfährig sie waren und wie dieses Betragen mich zur Höflichkeit und Behutsamkeit verpflichtete. — Die Längsten und Wohlgebildetsten wählte ich in die vordersten Glieder, nachher kamen vier und baten in die erste Reihe versetzt zu werden, weil sie sich vorgenommen sich egal, blau mit Gold kleiden zu lassen. Auf freiem Felde machten wir Proben von Evolutionen, damit die Colonnen in einem berechneten Marsch durch mehrere Straßen sich gleichzeitig auf dem Markte zu einem halben Zirkel stellen konnten. Alles ging militärisch und mit einem solchen esprit de corps, daß ich ohne Widerspruch commandiren durfte.

Unsere Widersacher, da sie uns in der Hauptsache nicht mehr schaden konnten, nahmen zur Satire ihre Zuflucht. So hatte ein junger Dr. Gehler sich unter unsern Landsleuten verlauten lassen, daß die vorzutragenden Fahnen ein ebenso lächerliches Ansehen geben würden, als das Fähnchen der Schlossergesellen, welche jährlich einmal mit einer solchen in der Stadt herumzogen, selbige in die Luft warfen und wieder fingen und dabei eine kleine Musik machten. Meine Landsleute, durch den wüthigen Gehler aufgereizt, stellten mich auf dem Fechtboden darüber zur Rede. Wer hat diese Vergleichung wagen dürfen? sagte ich laut, ist der Mann hier? und es mußte sich treffen, daß er dort war, weil er gern focht. In meiner Hitze, die an keine Mäßigung dachte, nahm ich die ersten besten Rappiere, präsentirte sie dem Dr. Gehler und sagte: mein Herr! auf den Hieb, für Ihre Einfälle! — Kaum war ich in Stellung, als ich ritterlich drauf loshie; es setzte Staub und Schläge, Gehler hielt sich auch brav, bis der Fechtmeister kam, uns aus einander brachte und sagte: meine Herren, hier schlägt man sich nicht in solcher Weise. Die Fahnen wurden nun noch höher und ansehnlicher gemacht und dabei blieb es.

Nun ging es an die Einrichtung des sogenannten Stabes, das war der Redner mit seinen 12 Marschällen und der Gedicht- oder Riffenträger. — Zu ersterem wählten wir den längsten Mann mit der besten Bassstimme, einen Theologen Bische aus Meissen. Dieser Mann imponirte wirklich durch seine Gestalt und Stimme, die im Namen der 1000 Zungen sich donnernd und pathetisch konnte vernehmen lassen. Zum Gedichtträger wählten wir einen feinen artigen Mann, einen Herrn v. Exter aus Hamburg, der das Gedicht, „Emil“ von Prof. Clodius genannt und gemacht, auf einem mit

reichen goldenen Fransen besetzten rothsammitnen Kissen trug. Das Gedicht war sauber auf Silber-Glaccé gedruckt. Herr von Exter ließ sich ein scharlachnes feines Kleid mit Gold besetzt dazu machen und vergaß nicht, einen etwas langen Degen dazu zu bestellen. Der Inhalt des aus der poetischen Feder unsers Clodius geflossenen Emil war eine moralische Erzählung: wie dieser Emil, durch jugendlichen Leichtsinns und Leidenschaft verführt, seinen ihn warnenden Lehrer, einen Greis, mit dem bloßen Degen umbringen wollte; — dies war freilich etwas stark erfunden — allein da der greise Mentor sich nicht irre machen ließ, vielmehr für den Verirrten betete, so kam dieser zur Reue und fiel seinem Lehrer weinend und büßend um den Hals. Darauf hieß es am Schlusse: So, Burscher, hast du für uns gebetet und gewacht und so viel Gutes gethan, daß wir dir einmüthig ein Opfer des Dankes und der Empfindung bringen. — Der Emil selbst hätte meines Erachtens hiebei ganz zu Hause bleiben können, und hätte der genfer Philosoph es erfahren, daß der Emil des Clodius sich so unartig gegen Greise benahm, so würde er dem seinigen wohl lieber einen anderen Namen gegeben haben. — Aber unser Emil war nun einmal nicht anders gerathen und wurde dafür mit großem Pomp in Leipzig herumgetragen.

Endlich erschien der entscheidende Friedrichstag im November 1782. — Nachmittags um 2 Uhr holten die 2 Adjutanten ihren Fahrenträger, zu diesem gesellten sich die 24 Adjutanten der Colonne, und diese gingen in Reih und Glied mit entblößten Degen zu ihrem Colonnenführer, der die Ehre genoß sich so abgeholt zu sehen und in voller Uniform auf diese Ehre nmänner wartend sie mit einem Glase Rheinwein empfing und sich an ihre Spitze stellte, um sie auf den großen Musterungsplatz, wo alle versammelt sein mußten, zu führen. Auf dem freien Platze bei der Thomaskirche versammelte sich Alles: Studenten, Musikchöre, Fackeln, Redner, Marschälle und der weitglänzende Kiffenträger. Bis gegen sechs dauerten die Stellungen und Eintheilungen der Masse, wozu die 24 Flügeladjutanten besonders nützlich waren. Diese waren auch darzu bestimmt, mit bloßem Degen in der rechten Hand, neben der Colonne, den Respect der Zuschauer zu erhalten und die Zudringlichen abzuwehren; in der linken Hand auf die Schulter gelehnt trug ein jeder dieser Adjutanten eine Wachs- und Pechfackel von sechs Fuß Höhe. Noch muß angeführt werden, daß die bekannte gute Polizei Leipzigs den Befehl erhalten hatte, überall behilflich und wachsam zu sein. Die Häfcher standen in gewissen Entfernungen; an allen Straßenecken waren große gefüllte Wasserbehälter, und dem Zudrängen des Pöbels wurde von weitem vorgebaut.

Nach geschעהer Aufstellung begann der Zug. Ein Musikchor voran, dann der Redner; ihm folgten 12 Marschälle, schwarz gekleidet, in Strümpfen

und Schuhen, dann der Riffenträger, nach einigem Zwischenraum der erste Wappenträger mit seinen 2 Adjutanten, alsdann der Colonnenanführer mit 2 General- und 24 Flügeladjutanten; erstere beide folgten ihm mit blanken Degen, letztere gingen neben der Colonne, 12 auf jeder Seite in abgemessener Weite, und hielten möglichst die Distanzen. Die zweite Colonne ging links, die dritte einen andern Weg durch die Straßen, und die Musikchöre sollten das Signal zu einer auf dem großen Markte bestimmten Parade geben — dergestalt, daß die 2. und 3. Colonne einen großen Halbkreis, der Stab aber mit der 1. Colonne eine gerade Linie oder den Diameter vor dem Hause des Commandanten Graf Witzthum ausmachte. Der Zug ging langsam, feierlich; die Musik rührte das Herz; die hoch brennenden Fackeln, die Alles beleuchteten und das Festliche und Glänzende hoben, machten großen und erhebenden Eindruck auf die Studenten wie auf die Zuschauer, welche aus allen Fenstern und Dächern herausblickten. In keinem Hause, wo der Zug vorbeiging, war ein brennendes Licht und Alles wurde nur durch unsere Fackeln beleuchtet.

Wie oft geschieht, daß sich unter das Feierliche auch etwas Komisches mengt, so ging es auch uns, da wir auf dem Markte den halben Bogen formirten. Unser langer Redner, Herr Wischke, glitt an einem Stein aus und fiel seiner ganzen Länge nach so auf die Erde, daß wir einen kleinen Halt machen mußten, bis er sich wieder aufraffen konnte. „Wenn nur die Rede nicht auf dem Glatteis geblieben ist“ hieß es; aber da er wieder wie ein Baum seinen Gipfel unter uns sehen ließ, ordneten wir uns aufs Beste. — Nun gingen die Herrn vom Stabe, die Anführer und Generaladjutanten, Alle in ihren Uniformen, von noch mehreren sich brav ausnehmenden Studenten begleitet, zum Commandanten Graf Witzthum. Im großen hellen Saale befanden sich er, seine Familie, mehrere aus Dresden zu dieser Feier erschienene Personen vom Range, einige Generale, Obristen und mehrere aufmerksame Damen. Die ersten Honneurs machte ich mit Herrn Mie und dankte dem alten Grafen für Beihilfe und Antheil an unserer Versammlung, denn unter ihm stand die Oberpolizei und das Militär. Ein großer Tisch mit blinkenden Gläsern war in Bereitschaft; doch wurde nur aus einigen Gläsern gekostet. Die erwähnten Herrn Militäre gaben vielen unserer wohlgewachsenen Musensöhne ihren lauten Beifall, und meinten, daß sie sich zu fertigen Cavalerieofficieren qualificirten — denn Alle hatten bei ihren mit Gold oder Silber besetzten Collets große schwarz glänzende Stiefel mit klirrenden silbernen Sporen und man konnte auf viele dieser feurigen und jungen Ritter mit Wohlgefallen sehen. Von da ging der ganze Zug zum ersten Bürgermeister, dem wir als dem zweiten in Rom unser Compliment machten, das ihm auch vermöge seines Amtes und Einflusses gebührte.

Es war der damalige Kriegsrath Müller, ein gelehrter stolzer Mann. Ich machte ihm ein kurzes artiges Compliment — von seinem Weinapparat wurde kaum gekostet und wir gingen wieder zu unserer Armee.

Nach Beobachtung dieser Aufmerksamkeit gingen wir nun im langen Zuge mit voller Musik, von guter Vocalmusik begleitet, zu dem Helden unser Stück, zu Dr. Burscher. Leider wohnte er tief am schmälern Ende der langen Gasse, der Brühl genannt — auch war seine Wohnung nicht sehr geräumig. Vor seiner Thüre machten wir Halt, schwenkten die Fahnen und legten sie alle drei in seinem Vorhause schräg an die Wand. Nun gingen die Anführer voran, präsentirten den Redner, den Kiffenträger, den Stab und ihre Begleiter — ich winkte Herrn Lischke, der als Riese in der etwas niedrigen Stube auftrat und seine Rede mit dem aufgerollten Papiere, wie eine Donnerkeile Jupiters auf Herrn Burscher und aus den Fenstern so herabschleuderte, daß solche einen großen Theil der Straße herabrollte. Darauf erschien Herr v. Exter und überreichte Gedicht und Kissen dem alten Mentor, der kaum wußte, was der Emil mit ihm zu thun hatte. Die Fahnenträger äußerten, daß sie ihre Ehrenzeichen bei ihm niedergelegt hätten und empfahlen sich und die drei Nationen seiner fernern Liebe. — Ich und Wie sagten ihm mehr gerührt als gesucht, es wäre uns ein erfreulicher Tag, ihm den Dank der Universität mit dieser äußerlichen Bezeugung der Achtung und des Vorzugs, den seine Menschenliebe verdiente, zu beweisen.

Der alte Burscher war betroffen, bewegt und erschüttert: er drückte seine Dankbarkeit aus der Fülle seines Herzens aus und schloß mit der Versicherung, die Handlungen dieses Tages würden in den Annalen Leipzigs ein unvergeßliches Andenken zu unserm Ruhme sein.

Es wurden einige, doch nur wenige Gesundheitsgetränke; die Behausung war enge und die Zeit verfloß: wir empfahlen uns und gingen zu unseren Kameraden. Diese hatten sich bei ihrem Fackelschein wohl langweilen mögen; wir fanden sie aber beredt, Einige einen Labetrunk aus eigener Flasche nehmend, froh und guter Laune. Es ging mit Musik, doch ohne große Parade, zum St. Thomas-Platz. Hier wurde beschlossen, unsere Fackeln, die nur etwas über die Hälfte abgebrannt waren, in einem Haufen vor der Kirche verbrennen zu lassen. Diese jugendlich rasche, aber wohl gefährliche Idee ward auch sogleich ausgeführt und in einigen Minuten stieg eine helle Flamme empor, die mit der Höhe des Kirchturms zu wetterschern schien, bald sich beugte und schwarzen Dampf in die Luft sandte, bald wieder pracht- und gluthvoll in die Höhe zog. Dieses erhabene Schauspiel brachte einige wackere Sänger um die Flamme zusammen, welche ein Lied sangen, worin die Strophe „unser Leben vergeht wie ein Rauch“ oft vorkam. Die Stimmen waren so wohlklingend und so rührend, daß man die feuchten Augen

im Lichtstrahl der Flamme gewahrte und nicht umhin konnte, eine Zähre mit einzumengen. — Mittlerweile wurde die Flamme kleiner, der Haufen fiel in Asche zusammen und erinnerte uns an das Ende dieses Tages. Bei dem letzten Fackelscheine eilte ich unter die Sänger, drückte ihnen die Hand, durchlief die Reihen und Haufen der übrigen, dankte und bat um ihre Freundschaft, um Ruhe und Ordnung, die wir verbürgt hätten, und die sie so rühmlich erhalten. Es möge ein Jeder sich gerade nach Hause begeben und dadurch die allgemeine Stille der Tageszeit befördern. Neid und Schadenfreude könne nicht besser und stärker beschämt werden. — Das geschah — und in einer Viertelstunde waren alle Straßen leerer und stiller als gewöhnlich.

Es war etwa halb elf Abends als ich froh wie ein König nach Hause kam; ich besah meine Rüstung im Spiegel; leider war vom Fackeldampf Alles, sogar das Gesicht geschwärzt und alle unsere Kleidungen taugten zu Nichts mehr.

Ich glaube gewiß, daß unsere Feuersäule mit herzerhebendem und ruhrendem Gesange der braven Männer und ihr feuchtes Auge die allgemeine Ruhe und innere Stille hervorbrachten. Wie wäre es möglich gewesen, bei diesen edlen Gefühlen an Vivat, Lärmen und Schreien zu denken. Nein! die große Zahl der Studenten stimmte in unsere Denkungsort. Du herrliche Musik, deren Instrument die Menschenstimme ist, was vermagst du nicht mit deinem Zauber!

Die Sache und das gute Ende wurde nach Dresden berichtet: man war mit den Herrn Entrepeneurs sehr zufrieden.

In den folgenden Tagen wurden wir zu verschiedenen Mittagsmahlen bei Professoren und in angesehenen Häusern eingeladen und man sagte uns viel Schmeichelhaftes darüber.

Herr Nie hatte indeß viele Mühe mit der Bestreitung des Kostenaufwandes gehabt und es ergab sich noch ein Defect von einigen Hundert Thlrn. Wir machten eine Handelsspeculation, die wir dem Orte selbst abgelernt hatten, wir ließen nämlich gegen 2000 Exemplare von der gedruckten Beschreibung dieses Aufzuges zu uns bringen — und von uns erhielt man  4 Groschen per Stück ein Exemplar. Das half: nach einigen Wochen war Alles vergriffen und Herr Nie versicherte mich, er wäre mit allen Unkosten ins Reine.

Einige Tage nach diesem Aufzuge fand ich dessen ganze Darstellung auf dem Markt in Kupfer gestochen, und bald mich selbst als Anführer in allen Kramladen. Der große Prospect kam 6 Groschen, mein Bild in der Tracht und illuminirt kaum 2 Groschen. —

Ich reiste an einem schönen Morgen im März ganz früh in Gesellschaft einiger älterer Freunde aus der Stadt. Wehmuthig war es mir ums Herz

die Reihen bekannter Häuser vorbei streifen zu müssen, die Steine, welche ich so oft betreten hatte, wahrscheinlich zum letzten Mal zu sehen, die Alleen mit ihren schönen Linden und Maulbeerbäumen zu verabschieden. Die Mauern und Thürme versanken hinter mir, als wenn sie unter die Erde gingen auf Nimmerwiedersehen, und nach einer Stunde war der freundliche Himmel Leipzigs nicht mehr über mir.

## Der unentgeltliche Unterricht in der Volksschule.

Der neueste Versuch zur Emendation der preussischen Verfassung.

Die Entwicklungsgeschichte des im Art. 26 der preussischen Verfassungs-urkunde vom 31. Januar 1850 verheißenen Unterrichtsgesetzes, welches die in Art. 20—25 festgestellten Principien für das Unterrichtswesen zur Ausführung bringen soll, gleicht der Bahn eines Kometen, der zuweilen für kurze Zeit dem Auge der Sterblichen sichtbar wird, um dann wieder viele Jahre spurlos in unabsehbare Ferne zu verschwinden. Wie schon früher die in den Gesetzen vom 23. October 1817 enthaltene Verheißung einer allgemeinen Schulordnung zwar die Ausarbeitung eines Entwurfs durch eine Commission unter dem Vorsitz des Staatskanzlers v. Hardenberg zur Folge hatte, dieser Entwurf aber niemals Gesetz geworden ist, so legte auch nach Emanation der Verfassung der Minister v. Radenbergs sofort Hand ans Werk und ließ nach mehrfachen Conferenzen von praktischen Schulmännern ein das ganze Gebiet des Unterrichts umfassendes Gesetz unter stricter Festhaltung der Principien der Verfassung aufstellen — allein auch dieser Entwurf gelangte nicht einmal bis an den Landtag. Denn in der nächsten Legislaturperiode erschien statt des Unterrichtsgesetzes ein neuer Cultusminister — v. Raumer, der sehr bald offen erklärte, er sei weder im Stande noch Willens, ein Unterrichtsgesetz vorzulegen, für welches er ein praktisches Bedürfnis nicht anerkennen könne. Dagegen fand er das Bedürfnis zum Erlaß der bekannten Regulative und bald hieß es, das Unterrichtsgesetz werde ein frommer Wunsch bleiben, weil es kein Wunsch der Frommen sei. In der neuen Aera wurde ein neuer Anlauf genommen, der Radenberg'sche Entwurf wieder hervorgesucht, modificirt und das Gutachten der Behörden eingeholt — allein rascher als das Gesetz kam der Conflict, der Rücktritt von v. Bethmann-Hollweg und jener Stillstand der Gesetzgebungs-Maschine, der das Abgeordnetenhaus im April 1865 veranlaßte, auf die sofortige volle Ausführung des Unterrichtsgesetzes vorläufig zu resigniren und im Interesse